



das goethe

ist das Kulturmagazin des Goethe-Instituts.

Navid Kermani spricht über die Kraft konstruktiver Debatten, Pepe Egger begleitet Ehrenamtliche beim Deutschunterricht für Flüchtlinge, Serhij Zhadan erzählt von der Kraft der Literatur in Krisenzeiten und Klaus-Dieter Lehmann und Johannes Ebert sprechen darüber, was wir von anderen und andere von uns lernen können. Neil MacGregor begegnet dem Geist der Geschichte und Wolfgang Sützl beobachtet, wie heute selbst das Teilen zum Tauschobjekt wird. Christoph Bartmann flaniert mit Vivien Trommer und Nina Tabassomi durch Downtown Mannhattans Kunstszene und Sergio Ramírez schreibt über die Schriftsteller Mittelamerikas. In Peking zieht das Goethe-Institut ins Kunstquartier 798 und Néle Azevedo denkt darüber nach, wie wir in 50 Jahren leben werden. Willkommen in der Welt.



GOETHE
INSTITUT

Titelbild: Kinofans beim »Science Film Festival« in Kuala Lumpur. In 13 Ländern Südasiens und der arabischen Welt vermittelt das Festival einem jungen Publikum unterhaltsam Wissen. Mit über 750.000 Besuchern gehört das im Jahr 2005 vom Goethe-Institut ins Leben gerufene Festival heute zu den größten seiner Art.

In allen dunkelgrün markierten Ländern ist das Goethe-Institut präsent.

WORTE UNTER SCHMERZEN

Sergio Ramírez über die identitätsstiftende Funktion der mittelamerikanischen Literatur. **20**

SOLIDARITÄT, FREIHEIT, OFFENHEIT

Navid Kermani spricht mit **Catherine Newmark** über Europas Zukunft und die Kraft konstruktiver Debatten. **6**

DER GEIST DER GESCHICHTE

Neil MacGregor über die deutsche Mahnkultur. **14**

DEUTSCHSTUNDE

Aus dem Deutschunterricht für Flüchtlinge – eine Reportage von **Pepe Egger**. **10**

EIN SPAZIERGANG DURCH MANHATTANS LOWER EAST SIDE

Vivien Trommer und **Nina Tabassomi** flanieren mit **Christoph Bartmann** durch die Kunstszene in Downtown Manhattan. **28**

WIE MAN VÖGEL IM FLUG ERREICHT

Néle Azevedo wagt einen Blick in die Zukunft und stellt sich vor, wie wir in 50 Jahren leben werden. **26**

WAS MAN AN DEN DEUTSCHEN BEWUNDERT, IST DIE DISKURSFÄHIGKEIT

Klaus-Dieter Lehmann und **Johannes Ebert** im Gespräch mit **Harald Jähner** über die internationale Arbeit des Goethe-Instituts. **22**

WAS REIMT SICH AUF KRIEG?

Serhij Zhadan über Literatur in Zeiten der Krise. **8**

KANN DESIGN GESELLSCHAFT VERÄNDERN?

Im Herzen des Peking-er Künstlerviertels 798: die neuen Räume des Goethe-Instituts. **24**

INITIATIVEN FÜR FLÜCHTLINGE

Das Goethe-Institut engagiert sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Herkunftsregionen für Flüchtlinge. **13**

TEILEN: EINE OPTION AUF GEWINN?

Wolfgang Sützl beobachtet, wie heute selbst das Teilen zum Tauschobjekt wird. **16**

Impressum, Bildnachweis **31**

159

GOETHE-INSTITUTE sind in 98 Ländern der Welt tätig.
12 der Institute sind im Inland.

275.000

SPRACHKURS-TEILNEHMERINNEN UND -TEILNEHMER
weltweit belegten 2015 Deutschkurse, davon rund 230.000
im Ausland und 45.000 in Deutschland.

14.000.000

MENSCHEN wurden im Jahr 2015 mit 6.000 Kultur-
programmen erreicht. Im Durchschnitt finden täglich
16 Kulturveranstaltungen des Goethe-Instituts rund
um den Globus statt.

220

BUCHÜBERSETZUNGEN in 40 Sprachen wurden vom Goethe-
Institut gefördert. Darunter auch »kleinere« Sprachen wie Arme-
nisch, Aserbaidschanisch und Kasachisch. Der im Jahr 2015 am
häufigsten übersetzte Titel war »1913. Der Sommer des Jahrhun-
derts« von Florian Illies. Er wurde in sechs Sprachen übertragen.

32.500.000

MAL wurde www.goethe.de im Jahr 2015 besucht.

Die Spoken-Word-Künstlerin Wanjiku
Mwaurah im Goethe-Institut Kenia.

Die meisten von Ihnen haben sicherlich schon einmal etwas vom Goethe-Institut gehört – aber wie die Arbeit in den 159 Instituten aussieht, wissen vielleicht nur wenige. Was die Welt bewegt und was das Goethe-Institut unternimmt, um Verstehen und Verständigung zu fördern und die Welt lesbarer zu machen, erfahren Sie hier. In Geschichten von Menschen, die mit dem Goethe-Institut eng zusammenarbeiten – sei es in den USA, der Ukraine oder in China.

www.goethe.de

SOLIDARITÄT, FREIHEIT, OFFENHEIT

NAVID KERMANI ÜBER EUROPAS ZUKUNFT UND DIE KRAFT KONSTRUKTIVER DEBATTEN

Wir treffen uns in einem Sitzungsraum im gediegenen Münchner C. H. Beck Verlag; **NAVID KERMANI** hat wie zumeist dieser Tage ein so dichtes Programm, dass man sich fragt, wann er seine Bücher schreibt. Während seine Töchter in der Schule sind, antwortet er lapidar. Wir sprechen dann trotzdem über Literatur und Politik, die Bedrohung der Freiheit und die Perspektiven Europas.

Ein Interview von **CATHERINE NEWMARK**

Herr Kermani, Ihre Tätigkeiten sind breit gefächert: Sie sind Orientalist, Romanautor, Reisereporter ... Wie geht das alles zusammen?

Navid Kermani: Von wenigen Ausnahmen abgesehen, lassen sich alle meine Tätigkeiten auf Literatur zurückführen. Ich greife beim Roman-schreiben ebenso wie bei der Wissenschaft, aber genauso bei Reportagen, immer zu Büchern – zu Sachbüchern, aber immer auch zu literarischen Lektüren.

Fallen die politischen Reportagen, die Sie aus einem Kriegs- oder Krisen-gebiet liefern, wie jüngst Ihre Reise auf dem Flüchtlingstreck, die jetzt unter dem Titel »Einbruch der Wirklichkeit« veröffentlicht wurde, nicht allein schon von der Arbeitstechnik her in einen ganz anderen Bereich als das Verfassen literarischer oder geisteswissenschaftlicher Arbeiten am Schreibtisch?

Kermani: Die Reportagereise ist natürlich ein sehr spezielles Genre. Das sind immer recht kurze Reisen, für die ich sehr gut vorbereitet sein muss, wo ich dann aber vielleicht nur zehn oder vierzehn Tage tatsächlich unterwegs bin. Für mein neuestes Buch waren es sogar nur acht Tage – allerdings acht Tage reinen Erlebens. Wäre ich länger geblieben, meine Aufnahmekapazität wäre bald erschöpft gewesen, ich hätte dann schon mehrere Monate bleiben müssen, um noch einmal in tiefere Schichten vorzudringen. Das aber, was danach kommt, der Schreibprozess, der unterscheidet sich nicht wesentlich von anderen Schreibprozessen. Es geht ja immer darum, dass man Erfahrungen reflektiert, der als chaotisch erfahrenen Wirklichkeit eine Form gibt, die Widersprüche und Zwischentöne bewahrt. Und ich nehme auch in den Reportagen mich selber nie aus. Das ist kein neutrales Beobachten. Das sind meine Augen, andere Augen würden anders sehen.

In Ihrem Schreiben scheint ja, auch wenn Sie sich politisch äußern, die literarische Tradition fast immer der Bezugsrahmen zu bleiben. Nur wenige andere würden beispielsweise Terrorismus mit Lessing analysieren ...

Kermani: Mag sein. Aber meine Bibliothek enthält ja nicht nur politische Sachbücher, sondern vor allem auch die literarischen Klassiker. Also kommt es vor, dass ich morgens bei der Zeitungslektüre etwas aufschnappe und dann zu Lessing greife. Was mich tatsächlich von vielen meiner Generation unterscheidet, ist, dass die Literatur, die mich geprägt hat, nicht die Nachkriegsliteratur ist, sondern die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. Auch wenn ich natürlich verstehe, dass sich nach dem Bruch von 1945 die Nachkriegsgeneration abgrenzen musste von dem Pathos, das in der deutschen Literatur mitgeschwungen hat, von diesem metaphysischen Bezug.

Steht dieses Pathos, das Sie sich ja gelegentlich zu eigen machen, für Sie auch für etwas Spezifisches: für eine Vorstellung von deutscher Kultur, die nicht an eine deutsche Nation gebunden ist?

Kermani: Absolut. Natürlich, jemand wie Kleist hat auch seine nationalistischen Tendenzen, aber die deutsche Literatur vor dem 20. Jahrhundert hat sich in ihrer Breite nicht über die deutsche Nation identifiziert. Genauso wie mein Bezugspunkt die deutsche oder, um genau zu sein, deutschsprachige Kultur ist und nicht die deutsche Nation.

Neben dem literarischen Pathos scheinen Sie vom Zeitalter der Aufklärung auch den Gestus der moderaten Vernunft geerbt zu haben. Also eine gemäßigte und humane Geisteshaltung, die die Dinge weder beschönigt noch verteufelt. Verzweifeln Sie nicht manchmal an der gerade heute in immer radikalere Extreme hinauslaufenden öffentlichen Debatten-Unkultur, befeuert auch durch den häufig kruden Umgangs-ton im Internet, in den sozialen Medien?


Kermani: Die öffentliche Debatte ist tatsächlich sehr laut und in weiten Teilen sehr unproduktiv geworden. Aber ich finde, es gibt auch hoffnungsvolle Gegenbeispiele. Als wir zum Beispiel im Januar die »Kölner Botschaft« gegen sexuelle Gewalt und gegen fremdenfeindliche Hetze veröffentlicht haben, da war die Resonanz überwältigend. Der Kölner Stadtanzeiger hat über Tage hinweg ganze Seiten von Leserbriefen veröffentlicht, die zu 90 % positiv oder jedenfalls sehr sachlich und differenziert waren. Das hatte sicherlich damit zu tun, dass keine Kommentarfunktion im Netz freigeschaltet wurde, sondern dass man einen Brief, eine E-Mail oder ein Fax schicken musste oder zu den angegebenen Zeiten anrufen konnte, um sich mit den Redakteuren zu unterhalten. Die Leser reagierten konstruktiv, waren dankbar dafür, dass wir Dinge benannt haben, aber in einem Ton, der diese Dinge besprechbar machte. Der es erlaubte, auch eine gewisse Ratlosigkeit auszudrücken. Ich finde, das ist ein gutes Beispiel, wie es gelingen kann, zumindest im lokalen Rahmen eine konstruktive Debatte auszulösen. Schlicht, indem man das Medium Internet mit seinen völlig entfesselten, enthemmten und über weite Strecken sinnfreien Debatten überlistet.

Stichwort Ratlosigkeit: Wie schaffen wir das, angesichts einer derart massiven Zuwanderung, wie wir sie derzeit erleben, eine tolerante, multikulturelle, multireligiöse Gesellschaft zu bleiben – oder erst zu werden?

Kermani: Ich habe keine Patentlösungen. Das eine ist die tägliche, kleinteilige Arbeit im Lokalen. Das andere ist die politische Ebene: Da bin ich

überzeugt, dass es nur gelingen kann, wenn es bei Europa in einem emphatischen Sinne bleibt. Denn was wir doch aus dem 20. Jahrhundert gelernt haben müssten – zuletzt noch in den Balkankriegen und gerade jetzt im Nahen Osten – ist, dass die Toleranz des modernen Nationalstaates europäischer Prägung eine sehr fragile ist. Das ist ein Modell, das inhärent auf die ethnische Definierung eines Staatsvolkes hinausläuft und damit auch auf die Definition derer, die nicht dazugehören sollen. Wir beobachten jetzt den Diskurs und leider auch die Praxis der Ausgrenzung überall dort, wo der Nationalstaat seine Macht zurückgewinnt oder zurückgewinnen soll – von Polen über Ungarn bis zu den rechtsextremen Parteien in Deutschland und Frankreich. Europa hat die Unterschiede ja nicht abgeschafft, das wäre schrecklich; es bewahrt die nationalen Kulturen, Sprachen, Traditionen, aber es entschärft die Unterschiede politisch.

Aber Europa fehlt es doch derzeit nicht nur an der idealistischen Idee, sondern auch ganz konkret an der politischen Handlungsfähigkeit.

Kermani: Ja, leider. Aber das gehört zusammen. Möglich, dass sich in der EU wieder kleinere Bündnisse bilden müssen, um Handlungsfähigkeit herzustellen. Ein Europa der zwei Geschwindigkeiten, das ist ja keine abwegige Idee ... Was ich aber jedenfalls hoffe, ist, dass die jetzige Generation, die in Wohlstand, Freiheit und Frieden aufgewachsen ist, mit Europa, Demokratie, Menschenrechten als Selbstverständlichkeiten, dass diese Generation wieder klarer sehen und spüren wird, wie notwendig wir Europa brauchen. Angesichts des neuen Nationalismus, aber auch des wachsenden Elends vor unserer Haustür, muss es wieder einen gesellschaftlichen Schub für Europa geben. Wir dürfen den nicht immer von oben erwarten, das muss von den Bürgern selbst kommen. Denn wir sehen doch spätestens jetzt, in welcher Gesellschaft diejenigen leben wollen, die das europäische Projekt ablehnen. Das, was auf dem Spiel steht – unsere Solidarität, unsere Freiheit, unsere Offenheit für alle möglichen Lebensformen, nicht nur für fremde Kulturen –, wird durch Viktor Orbán, Marine Le Pen oder die AfD mehr bedroht als durch eine Million Flüchtlinge. 



Navid Kermani – vielfach ausgezeichnete Schriftsteller, Publizist, Orientalist, Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels – ist einer der engagiertesten deutschen Denker. Mit dem Goethe-Institut ist er unter anderem als Jurymitglied für die Goethe-Medaille verbunden.



Catherine Newmark lebt in Berlin und arbeitet, nach einigen Jahren als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin, als Kulturjournalistin mit Schwerpunkt Philosophie und Geisteswissenschaften. Sie ist Autorin und Redakteurin u.a. beim Deutschlandradio Kultur und beim Philosophie Magazin. Sie gehört zum Autorinnen-Kollektiv der ZEIT Online Kolumne »10 nach 8«.

WAS REIMT SICH AUF KRIEG?



Gedenken an die Opfer des Maidan:
Fotos und Kerzen erinnern an die Toten.

SERHIJ ZHADAN ÜBER LITERATUR IN ZEITEN DER KRISE

Serhij Zhadan hat die junge Szene in seiner Heimatstadt Charkiw in der Ostukraine wesentlich mitgeprägt. Der Dichter, Autor und Musiker kämpfte auf dem Maidan und polemisierte gegen Putin – mit seinen kraftvollen Texten ist er eine wichtige Stimme der ukrainischen Literatur. Hier schreibt er über persönliche Schicksale und die Verantwortung der Schriftsteller in Kriegszeiten.

In der Ukraine erscheinen die ersten Kriegsromane. Subjektive, schmerzhaft Bücher mit realen Personen; manchmal erinnern sie an Reportagen, manchmal an gesammelte Einträge aus den sozialen Netzwerken. Sie lösen einen Hype unter den Lesern aus und füllen in den Buchhandlungen Regal um Regal. Sie sind schwer zu kritisieren. Auch wenn dir die Form nicht zusagt, wirkt die Ehrlichkeit der Autoren entwaffnend. Keiner weiß, wie man Kritiken dazu schreiben soll – seit der Unabhängigkeit hat es in der Ukraine keinen Krieg gegeben. Auf Kriegszeiten war hier niemand vorbereitet und erst recht war niemand – weder Autoren noch Kritiker – darauf vorbereitet, darüber zu schreiben. Die Literatur versucht zu erfassen, was in der Luft liegt. Sie reagiert auf die Ereignisse da draußen, versucht festzuhalten und zu bewahren, sucht nach neuen Wörtern. Sie versucht, neue Konstellationen zu erspüren, die mit denen der Vorkriegszeit nichts gemeinsam haben, weder in ihrer Sprache noch in ihrer Tragik noch in der hautnahen Begegnung mit dem Tod.

WIE MAN ÜBER KRIEG SCHREIBT

Wie kann man überhaupt über den Krieg schreiben – besonders wenn man sich in sicherer Entfernung von ihm befindet? Wie real ist die Sicht einer Person im Hinterland, wenn sie über Artilleriefeuer und Verletzungen schreibt? Trägt die räumliche Distanz zur Wahrung von Objektivität bei oder verhindert sie sie gerade? Lässt sich über Krieg überhaupt objektiv schreiben? Und ist das eigentlich wünschenswert? Zu ihrer eigenen Überraschung sieht sich die ukrainische Kultur mit vielen ernststen Fragen konfrontiert. Was gegenwärtig mit uns allen pas-

siert, ist so eine Art Erwachsenwerden. Der Krieg treibt allen die Infantilität aus, auch den Dichtern. Plötzlich siehst du dich mit einer Unmenge von Fragen konfrontiert – wie sollst du auf so viel Blut und Unglück in deiner nächsten Umgebung reagieren? Sollst du über Dinge reden, die ganz persönliche Tragödien und Schicksalsschläge betreffen? Ist es in Ordnung, darüber zu schreiben, und ist es ebenso in Ordnung zu schweigen? Ist Kultur in Kriegszeiten überhaupt nötig? Die Fragen scheinen recht allgemeiner und rhetorischer Natur zu sein, aber vielleicht ist der Krieg genau der Moment, in dem sich das Allgemeine ins Persönliche verkehrt, je nachdem, welche Erfahrungen du machst.

KULTUR ERMÖGLICHT WIDERSTAND UND ÜBERLEBEN

In Kriegszeiten passieren mit der Kultur ohnehin merkwürdige Dinge. Manchmal trotz sie den äußeren Bedingungen und der politischen Konjunktur. Politiker und Beamte können an Kulturprojekten sparen, so viel sie wollen, und den Sparkurs auf die Kriegsausgaben und die schlechte Wirtschaftslage schieben. Aber man braucht nur einmal in den zerbombten Kleinstädten des Donbass unterwegs gewesen zu sein und die Reaktion der örtlichen Bevölkerung auf Musik und Literatur miterlebt zu haben. Oder etwa die Reaktion der Armeeangehörigen, wenn Musiker und Autoren zu ihnen kommen und zu improvisierten Konzerten und Lesungen einladen. Die Menschen klammern sich an die Kultur wie an eine Sache, die sie geformt hat, mit der sie sich identifizieren können und die die inneren Deformationen vergessen macht. Da lassen sich Parallelen



Ein Spaziergänger gedenkt der Opfer auf dem Maidan-Platz in Kiew.

zu widrigen Alltagsbedingungen ziehen: Auch wenn man kein heißes Wasser hat, muss man sich waschen. Die Kultur ermöglicht auf einmal Widerstand und Überleben, erkennt ihr Gewicht für die Gesellschaft, spürt die Verbundenheit mit Tausenden Schicksalen und Biografien. Du schreibst also nicht einfach Reime, sondern auf diese Weise verstängst du dich mit anderen, mit denen, die dir zuhören, die dich verstehen wollen. Das ist ein außerordentlich wichtiger und verantwortungsvoller Moment. Alle gehen verändert aus derartigen Veranstaltungen heraus – sowohl die Leser als auch die Autoren. Die geschriebenen Romane oder vorgetragenen Gedichte, die patriotischen Videoclips und dokumentarischen Fotoausstellungen sind dabei zweitrangig. Es geht darum, dass aus all der Literatur, aus all den schwarz-weißen Frontfotografien, aus all der Wut, dem Pathos und der Verzweiflung ein neuer Held entsteht, dessen Stimme, dessen Intonation zu hören ist. Schön wäre es, wenn dieser Held so schnell wie möglich nach Hause zurückkehren könnte. Und sei es nur, um über alles zu erzählen. ○

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe.

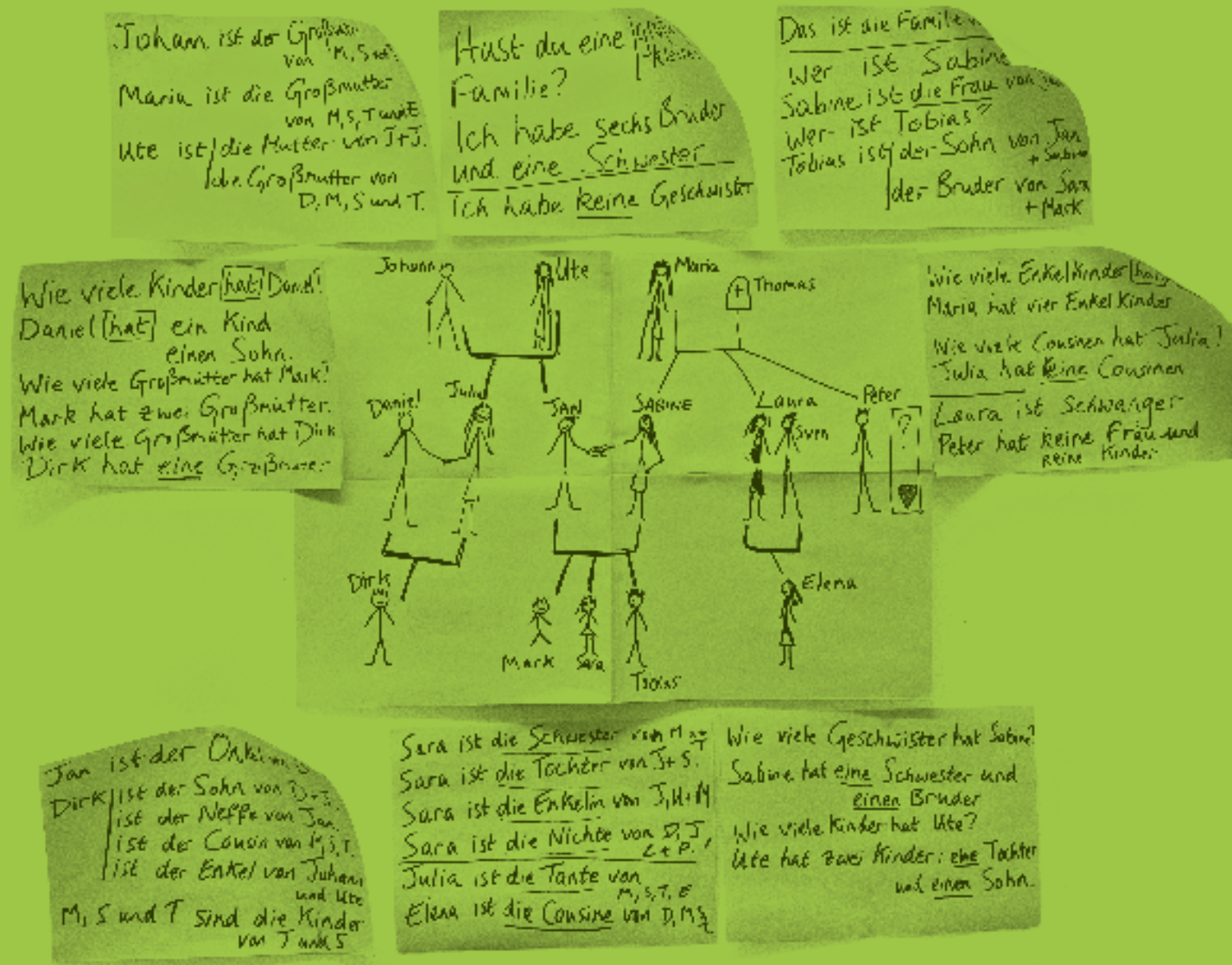


Serhij Zhadan, 1974 in der Ostukraine geboren, lebt in Charkiw. Die BBC kürte sein Werk »Die Erfindung des Jazz im Donbass« zum »Buch des Jahrzehnts«. Das Goethe-Institut arbeitet seit vielen Jahren eng mit ihm zusammen – sei es als Dichter, Musiker oder als Stimme des Maidan. Zuletzt unterstützte das Goethe-Institut im Rahmen der Sondermittel »Östliche Partnerschaft« des Auswärtigen Amts die Inszenierung der Theaterfassung von Serhij Zhadans Roman »Depeche Mode« am Kinder- und Jugendtheater Charkiw.

DEUTSCHSTUNDE

EINE REPORTAGE VON PEPE EGGER

Warum heißt es *die* Frau, aber die Tasche *der* Frau? Von den vielen Flüchtlingen, die jeden Tag in Deutschland ankommen, sprechen nur wenige ein paar Brocken Deutsch. Bis sie einen Platz in einem staatlich vermittelten Sprachkurs bekommen, werden sie häufig von Ehrenamtlichen unterrichtet. Doch wie vermittelt man seine Muttersprache so, dass ein Fremder sie lernen kann? Das Goethe-Institut bietet Erste Hilfe für Sprachhelferinnen und -helfer an.



WIE VIELE NEUE WÖRTER KANN MAN PRO TAG VERDAUEN?

Berlin, Flüchtlingsnotunterkunft Rathaus Wilmersdorf, 10 Uhr vormittags.

Vier Kinder sind schon da, die ehrenamtlichen Sprachhelfer Rita und Peter beginnen ihre Vormittagsklasse: Alle fassen sich an den Händen und krakeelen im Chor: »Gu-ten Mor-gen, sa-gen al-le Kin-der, gro-ße Kin-der, klei-ne Kin-der, di-cke Kin-der, dün-ne Kinder, al-le Kin-der sa-gen gu-ten Mor-gen.«

Maza sagt erst mal noch nichts.

Sie hat kurze dunkle Haare und ist fünf oder sechs Jahre alt. Nach ihrem Alter fragen kann man sie nicht, weil ihre Deutschkenntnisse dazu noch nicht ausreichen. Die einzige Frage, die sie beantwortet, ist: »Wie heißt du?« »Maza.« Dann beginnt sie, die Wörter von der Tafel abzumalen, G U T E N M O R G E N, von rechts nach links, als seien es Buchstaben des arabischen Alphabets. Mazas Mitschüler, drei aufgeweckte syrische Jungs namens Ali, Fahim und Mohammed, sind schon ein bisschen weiter, obwohl auch sie bei ihrem Einzug ins ehemalige Rathaus Wilmersdorf vor drei Monaten nicht mehr als »Hallo« sagen konnten.

Heute sollen sie die Namen von Speisen und Gerichten lernen. Fahim, vielleicht sieben oder acht, trommelt auf den Tisch, wenn die anderen langsam die Wörter zusammenstückeln. Ihm dauert das zu lange. Er hat einen kleinen roten Gummiball mitgebracht und trägt eine lange Narbe im Gesicht. Sein Kumpel Ali, mit breiter Zahnlücke im Unterkiefer, jubelt, wenn er etwas »gut« oder »prima« gemacht hat. Und die Kinder machen in den Augen von Rita und Peter viel »prima« und »gut«. Rita ist eigentlich Schauspielerin, Peter Journalist, aber hier und jetzt sind beide Lotsen durchs Buchstabenmeer, durch Wirrungen von Lauten, Silben, Wörtern. Sie sprechen die Sätze vor: »Ich esse ein Ei«, »Ich trinke Tee«, »Und jetzt du: Ich esse ein Ei«. Ein illustriertes Alphabet hängt an der Wand, von A wie Affe bis Z wie Zebra. Das Lerntempo wird gedrosselt, damit alle alles mitbekommen, aber nicht so sehr, dass sich Fahim langweilt und die allgemeine Aufmerksamkeit nachlässt. Wobei an diesem Mittwoch eher Ersteres zu erleben ist. Sich zu erkundigen »Was isst du gerne?« übersteigt das Niveau der Anfänger; zu sagen »ein Stück« vom Kuchen, erzeugt fragende Augen, zu fragen »Was trinkst du zum Kuchen?« nur noch schweigendes Unverständnis.

Fahim fängt an, mit seinem Gummiball zu spielen. Dann fragt er, ob es schon Zeit für »Auf Wiedersehen« sei. Noch nicht, bescheidet ihm Rita, noch einmal muss er sich hinsetzen, er soll noch ein paar neue Wörter lernen, noch ein paar bereits gelernte wiederholen. Jeden Tag stellt sich hier die Frage: Wie viele neue Wörter verarbeitet ein Kind wie Ali pro Tag? Wie hält man Fahims Aufmerksamkeit, damit er seinen Gummiball für eine Weile vergisst? Und wie schafft man einen Augenblick der Ruhe, damit Maza zu hören ist? Dann, wenn sie bereit ist zu sprechen.

Jeder, der schon einmal versucht hat, jemanden beim Spracherwerb zu unterstützen, weiß, welche Herausforderungen und Schwierigkeiten sich dabei recht schnell einstellen: Nur weil man selbst einer Sprache mächtig ist, heißt das noch lange nicht, dass man sie einem anderen vermitteln kann. Sprachvermittlung und das Lehren von Deutsch als Fremdsprache oder Zweitsprache gehören seit jeher zu den Kernaufgaben des Goethe-

Instituts. So lag es nahe, dass es seinen Erfahrungsschatz einbringen würde, um dabei zu helfen, die hunderttausendfache Herausforderung, Deutsch als neue Sprache zu vermitteln, zu bewältigen. Doch bei Weitem nicht für alle Flüchtlinge stehen ausgebildete Deutsch-als-Fremdsprache-Lehrende bereit. Hinzu kommt, dass Flüchtlinge, solange nicht geklärt ist, ob sie asylberechtigt sind, wochen- oder monatelang keinen Anspruch auf Deutschkurse haben.

Diese Lücke füllen bis heute in tausendfacher Zahl landauf, landab freiwillige Sprachhelfer. Doch auch für sie gilt: Der gute Wille ist zwar notwendig, aber nicht hinreichend, um sprachliche Ersthilfe leisten zu können. Deshalb hat das Goethe-Institut einen Einführungskurs am Wochenende oder Abend entwickelt, der erste Grundlagen von »Deutsch als Fremdsprache« vermittelt. Es ist ein Kompaktkurs als Notangebot an die vielen Freiwilligen und Ehrenamtlichen angesichts des sprunghaft gestiegenen Bedarfs an Deutschkursen für Flüchtlinge. Im Jahr 2015 wurden an den zwölf Goethe-Instituten in Deutschland insgesamt 23 derartige Kurse angeboten, mehr als 370 ehrenamtliche Sprachbegleiter haben sie absolviert.

LERNEN, UM ZU LEHREN

Goethe-Institut Göttingen, ein Samstagvormittag im Oktober 2015.

Draußen prangt der Herbst in Knallgelb und -rot, im Gartenpavillon des Göttinger Goethe-Instituts vertiefen knapp 20 ehrenamtliche Sprachlotsinnen und -lotsen ein Wochenende lang ihr Verständnis von Deutsch als Zweitsprache. Das Interesse an didaktischen Spezialfragen ist hoch und die Sprachbegleiterinnen, die den Flüchtlingen Deutsch vermitteln wollen, könnten kaum »studierter« sein als die hier Versammelten: Anthropologinnen gibt es, Germanistinnen, Slawistinnen, Psychologinnen, pensionierte Pädagogikprofessoren, Französisch-Referendare, Studenten in den ersten Semestern und Rentnerinnen – das ganz junge wie das erfahrenere Deutschland. Wenn es tatsächlich so etwas wie eine Willkommenskultur gibt, dann sind hier die dazugehörigen Botschafter versammelt: das diplomatische Korps der bunten Republik Deutschland. Oder, um den Angstbildern von Flüchtlingen in Gestalt von Lawinen, Strömen und Wellen etwas Erbaulicheres entgegenzuhalten: Hier wird auf der großen Baustelle der Integration manch Ziegelstein behauen, manch Eimer Mörtel angerührt, auf dass ein großes und geräumiges Bauwerk, eine neue Heimat, entstehen kann. Die ehrenamtlichen Sprachlotsinnen und -lotsen wären in diesem Bild die Poliere auf diesem Bau: Sie lenken und leiten an, sie trainieren und üben, bis die Aussprache leicht von der Zunge geht und verständlich wird. Heute sind sie gekommen, um selbst angeleitet und in ihre neue Tätigkeit eingeführt zu werden: Kursleiterin Ilse Marie Wächter verteilt Tipps und Tricks, Anleitungen, Materialien und Handreichungen. Und ein Bewusstsein dafür, was es bedeutet, eine Sprache zu lernen. Wie viele Brocken davon kann ein Kind am Tag verdauen? Zehn neue Wörter, fünfzehn höchstens, mehr sei schlichtweg nicht möglich, so Wächter. Welche Materialien und Aufgaben sind geeignet? Wie erleichtert man den Lernenden das unverzichtbare Üben? Also wird begrüßt und »gerollenspielt«, »dialogisiert« und wiederholt, auf Zeichnungen gezeigt, werden Memory-Kärtchen verteilt.

Notunterkunft für
Flüchtlinge im
ehemaligen Rathaus
Berlin-Wilmersdorf:
Ehrenamtliche
Sprachlotsinnen
unterrichten
Deutsch – auch für
die Kleinsten.



Gabriele Händel
übt das Alphabet:
Besonders die
Umlaute bereiten
vielen Schülern
Probleme.



Die Sprachlotsen müssen auch wissen, welche Themenbereiche für Flüchtlinge heikel sein könnten, die man möglicherweise selbst als unverfänglich wahrnimmt: Das Thema Familie zum Beispiel, das in vielen Leitfäden und Lehrwerken als eines der ersten Sprachbereiche eingeführt wird, muss sensibel behandelt werden, weil es bei manchen Geflohenen zu Kummer führt. Es erinnert viele an die Zurückgebliebenen, die Vermissten und Getöteten. Aber auch viel Trivialeres gilt es zu beachten: Wie kann man damit umgehen, dass die Lernenden völlig unterschiedliche Sprachniveaus, Lerngeschwindigkeiten, Bildungshintergründe haben? Dass die einen vielleicht selbst in ihrer Muttersprache Analphabeten sind und die anderen fließend Englisch sprechende Akademiker? Kursleiterin Waechter greift schließlich zu einem Trick, um bei den Teilnehmenden das Bewusstsein dafür zu schärfen, was es eigentlich heißt, eine Sprache zu lernen. Sie gibt ein Intermezzo auf Russisch:


»Gde wy shiwjote?« »Ja shiwu w göttingene. Ja rabotaju w nordheime.« Erklären hilft hier nicht weiter, üben muss man und so tun, als wüsste man, wie es geht. »Gdijewischewiote« murmeln die Anwesenden mit, ahnungslos, was genau sie gerade von sich geben, sich vor den Blicken der Lehrerin versteckend. Sie versuchen, den anderen nachzusprechen, und hoffen, dass irgendwann der Groschen fällt. Fühlt sich Deutschlernen so an? Für viele mit Sicherheit. Grauenhaft anstrengend ist es, gar nicht so glasklar und selbstverständlich, wie es für Muttersprachler manchmal den Eindruck hat. Wie hilfreich ist auf einmal die einfachste aller Orientierungen: Was für ein Glück, wenn man dann doch am Ende im Stande ist, einen Satz zu sagen – egal, wie sich dieser für einen Muttersprachler anhören mag. Für einen Augenblick spüren die Ehrenamtlichen, die hier zu stotternden Schülern werden, selbst, welche Unterstützung ihnen helfen kann.

AUS VOLLEM MUNDE

Berlin, Flüchtlingsnotunterkunft Rathaus Wilmersdorf, ein Novemberabend.

Auch Gabriele Händel unterstützt Flüchtlinge beim Deutschlernen. Seit Eröffnung des ehemaligen Rathauses Wilmersdorf als Notunterkunft für Flüchtlinge im August 2015 ist sie mit Herz und Seele dabei. Gabriele arbeitet eigentlich an der Freien Universität, hier in Wilmersdorf hat sie die Anfängergruppe donnerstags übernommen, nach dem Abendessen um 19.30 Uhr. Zu Beginn und zum Ende der Deutschstunde spielt sie Klaviermusik aus einem kleinen Lautsprecher und reicht eine Karte mit dem Namen des jeweiligen Komponisten herum. Heute, draußen dunkelt es schon, ist es Beethovens »Mondscheinsonate«. Erschienen sind Wasily aus Albanien, Umar aus Pakistan, Perparim aus Albanien, Shan aus Pakistan, Mahado aus Somalia, Ahmad, Sami und Hossam aus Syrien. Gemeinsam üben sie das Alphabet: »AAAA, BEEEE, CEEEE.« Es ist eine Übung für das ganze Mundwerk und sie bemühen sich, die Deutschsprechenden in spe: Die Zungen werden gerollt, die Münder gerundet und gespitzt, die Wangen gespannt. Vorne tanzt Gabriele, um den Kehlen deutsche Laute zu entlocken, zu üben, zu wiederholen, bis die Mundmuskeln sich erweichen, die fremd klingenden Phoneme zu erzeugen. Auch Gabriele hat den Einführungskurs für Ehrenamtliche im Berliner Goethe-Institut besucht und gelernt, wie wichtig es ist, Phonetik und Artikulation zu betonen. Und so kommen hier nach dem »IX, YPSILON, ZETT« gewissermaßen als Bonus-Tracks die schwierigsten aller Buchstaben: »ÄÄÄÄ, ÖÖÖÖ, ÜÜÜÜÜÜ« – Umlaute als Unlaute für ungewohnte Münder. Man kann schwer sagen, wer mehr Einsatz an den Tag legt: Gabriele an der Tafel oder die Lernenden, die ihr gegenüber sitzen. Es ist spät am Abend – und doch wird mit Eifer geradebrecht, gemimt, verdeutscht und gelacht. Ein Syrer kommt etwas verspätet dazu, Gabriele nimmt ihn sofort in Beschlag und übt mit ihm: »Guten Abend! Wie heißt du? Woher kommst du? Wie geht es dir? – Willkommen in der Deutschstunde!«

DIE MÜHEN DER EBENE

Berlin, Flüchtlingsnotunterkunft Rathaus Wilmersdorf, im Februar 2016. Inzwischen sind viele Flüchtlinge aus der sprachlichen Ersthilfe in reguläre Deutschkurse weitergezogen, sie büffeln jetzt an Volkshochschulen und bei privaten Anbietern. Vereinzelt haben sie auch die Möglichkeit, am Goethe-Institut zu lernen. Zugleich sind Neuankömmlinge nachgerückt und die Zahl der Heimbewohner ist auf 1.200 angewachsen. Manche Deutschlotsinnen und -lotsen legen eine Pause ein, so auch Gabriele. Es störte sie, dass es in dem Gebäudeteil, wo die Deutschkurse stattfinden, wenig bis keine Aufsicht gab. Manchmal tollen Gruppen von unbeaufsichtigten Kindern durch die Gänge und stören den Unterricht. Gabriele setzt also aus. Zugleich aber engagiert sie sich in dem Verein, der die Leitung des ehemaligen Rathauses gemeinsam mit dem derzeitigen Betreiber übernehmen wird. Sie wird als Freiwillige weitermachen und das Deutschlernen weiter unterstützen. Es sind die Mühen der Ebene oder: die nächsten Schritte auf der langen Reise zum Spracherwerb. 



Pepe Egger wuchs in Italien auf und betrieb in Wien, Paris und London Philosophie- und Nahost-Studien. In Damaskus lernte er Arabisch, in Kairo und London arbeitete er als politischer Analyst und Korrespondent. Derzeit lebt der freie Journalist in Berlin und schreibt über Kultur und Politik, Film und Migration, soziale Bewegungen und Kunst von Nah-Ost bis Fern-West.

INITIATIVEN FÜR FLÜCHTLINGE

Mit vielen Projekten engagiert sich das Goethe-Institut für Flüchtlinge – sowohl in Deutschland als auch in den Herkunftsregionen: im Zaatari-Camp in Jordanien, in der libanesischen Bekaa-Ebene, im Irak und in mehreren Städten der Türkei. Dabei arbeitet es mit Partnern zahlreicher Kultur- und Bildungsprogramme vor Ort und mit Trauma-Experten zusammen. Eine kleine Auswahl.

NEUE PERSPEKTIVEN

Gemeinsam mit der NGO »Überall ist Kunst« lädt das Goethe-Institut Istanbul regelmäßig Künstler wie die Theaterpädagogen »Die Stelzer« ein, die im Flüchtlingslager Stelzenworkshops geben und mit Kindern und Jugendlichen Inszenierungen entwickeln. Für viele von ihnen ist es ein besonderes Gefühl, sich einen Meter fünfzig über dem Rest der Menschen zu befinden, die Lage aus der Vogelperspektive zu betrachten. Die Begeisterung, die sie für ihre Vorführungen ernten, stärkt das Selbstbewusstsein der jungen Artisten. Gearbeitet wird nach dem Prinzip »Train the Trainer«. Wer das Stelzenlaufen gelernt hat, gibt seine Kenntnisse später im Camp weiter.

RESPEKT!

Mit dem Projekt »Respekt! Soccer-Camp« unterstützt das Goethe-Institut Beirut Fußballtrainings und -turniere für Kinder und Jugendliche. Im Sport sind alle gleich, diese Erfahrung können junge syrische und libanesischen Flüchtlinge hier machen. Es geht um Zusammenhalt, Spaß und Fairness. Partner ist die Initiative »Respekt! Kein Platz für Rassismus.«.

EIN KOFFER VOLLER FILME

In dem Filmkoffer »Cinemanya« hat das Goethe-Institut 18 Filme mit arabischen Untertiteln oder Voice-Over-Fassungen zusammengestellt. Sie werden in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in Flüchtlingsunterkünften, Schulen und Kulturzentren eingesetzt und erleichtern ihnen den Zugang zu deutscher Kultur. Dazu wird pädagogisches Begleitmaterial angeboten und ein Ausbildungsseminar für »Kofferpaten«. Partner sind der Bundesverband Jugend und Film und das Internationale Filmfestival für Kinder und junges Publikum »Schlingel«.

ANKOMMEN – UNTERSTÜTZUNG BEIM START

Flüchtlinge, die neu nach Deutschland kommen, stehen vor vielen Herausforderungen – auch in kultureller und sprachlicher Hinsicht. Die neue App »Ankommen« hilft dabei, die erste Zeit in Deutschland zu meistern: mit einem Deutsch-Selbstlernangebot, Informationen zu Themen wie Asyl, Ausbildung und Arbeit, Kindergarten, Schule und Studium. Das Angebot wurde vom Goethe-Institut, dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, der Bundesagentur für Arbeit und dem Bayerischen Rundfunk entwickelt.

www.goethe.de/willkommen

»DER GEIST DER GESCHICHTE«

NEIL MACGREGOR ÜBER DEUTSCHE MAHNCULTUR

Der Schotte Neil MacGregor ist ein großer Geschichtenerzähler. Berühmt gemacht hat ihn die für die BBC produzierte Radioserie »Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten«, die auch in Deutschland als Buch erschienen und ein Bestseller geworden ist. Seit dem vergangenen Jahr ist er Leiter der Gründungsintendanz des Humboldt-Forums. MacGregor war Direktor des British Museum – eines der meistbesuchten Museen der Welt – und hat dort die erfolgreiche Ausstellung »Germany: Memories of a Nation« kuratiert. Das Bild Deutschlands, das hier vermittelt wird, ist ein neues, ein anderes als das, was in Großbritannien seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs vorherrschend war: Es hebt die Besonderheit der deutschen Mahnkultur hervor.

Im vergangenen Jahr hat MacGregor die Goethe-Medaille erhalten – mit der neben ihm unter anderem auch schon Daniel Barenboim, Pierre Bourdieu, Ágnes Heller und Robert Wilson ausgezeichnet wurden. Das Goethe-Institut verleiht das offizielle Ehrenzeichen der Bundesrepublik seit 1955 alljährlich an Personen, die sich mit besonderem Engagement um den internationalen Kulturaustausch verdient gemacht haben. In seiner Begrüßungsrede ehrte der Präsident des Goethe-Instituts Klaus-Dieter Lehmann MacGregor dafür, dass der Kunsthistoriker es vermag, »Objekte zum Sprechen zu bringen, die Kulturen nicht hierarchisch vermessend und bewertend, sondern vergleichend zu sehen, den Besuchern die Möglichkeit zu geben, sich ein eigenes Bild von der Welt zu machen und damit Herkunft und Zukunft zu verbinden.«

Lesen Sie hier einen Auszug aus MacGregors Vortrag am Vorabend der Preisverleihung in Weimar, in der er über die Besonderheit des Mahnmals am Beispiel des Münchner Siegestors spricht.



An die britischen Siege in den Napoleonischen Kriegen erinnert der Wellington Arch im Londoner Hyde Park.



Der Arc de Triomphe im Zentrum von Paris, erbaut im Auftrag von Kaiser Napoleon I.



»Dem Sieg geweiht, vom Krieg zerstört, zum Frieden mahnend«: das Siegestor in München.

Was ist Geschichte, was ist ein Museum? Beide bilden in erster Linie einen Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit ab. Gerhard Richters Gemälde seiner Tochter Betty ist vielleicht das perfekte Symbol für diese Vorstellung von Geschichte. Ihr Blick ist vom Betrachter abgewandt, sie sieht in den Raum, in dem die Werke ihres Vaters hängen. Zwar muss sich die Gegenwart der Vergangenheit bewusst werden, aber schon im nächsten Moment wird Betty sich umdrehen und der Zukunft zuwenden.

Dieses Bild führt uns zum unterschiedlichen Geschichtsverständnis unserer beiden Länder Deutschland und Großbritannien und dem anderer europäischer Nationen. Ich möchte darüber sprechen, wie die Art und Weise, wie wir uns der Geschichte nähern, nicht nur unsere Einstellung zur Gegenwart, sondern vor allem die Gestaltung unserer Zukunft prägt. Ich beginne mit Ehrenbögen, die in fast jeder europäischen Stadt Geschichte beschreiben. Wenn man von Westen nach London kommt, steht an der Hyde Park Corner der Wellington Memorial Arch – ein römischer Triumphbogen, der am Ende der 23 Jahre währenden Kriege nach dem Sieg über Napoleon errichtet wurde.

Wenn man von Westen nach Paris kommt, findet man genau das Gleiche vor – wieder einen römischen Triumphbogen, der erstaunlicherweise an dieselben Kriege erinnert, obwohl man ja durchaus davon ausgehen kann, dass diese für die beiden Länder recht unterschiedlich ausgegangen sind. Der Arc de Triomphe steht, wie Sie alle wissen, im Zentrum einer sternförmigen Anlage von Prachtstraßen, die nach den Siegen der französischen Armee über die Russen, die Preußen und die Österreicher benannt wurden. Genau wie der britische Memorial Arch stellt er eine selektive Erinnerung an die Geschichte dar, so, wie wir uns an sie erinnern wollen.

Nähert man sich München vom Norden her, steht auch hier wieder ein Denkmal. Noch ein Bogen, mit dem ein weiteres Land seiner Sicht auf dieselben 23 Kriegsjahre gedenkt, versehen mit der Aufschrift: »Dem Bayerischen Heere«.

Man könnte nun also meinen, dass ganz Europa denselben Zugang zur Geschichte hat. Wir alle bedienen uns einer römisch geprägten Sprache der Kriegsverherrlichung, wir alle picken uns bestimmte rühmliche Aspekte unserer Geschichte heraus und wir alle ziehen Trost aus diesen Bauwerken. Der deutsche Triumphbogen jedoch unterscheidet sich von den ersten beiden.

Auch er feiert den Sieg des Bayerischen Heeres – auf der Südseite ist das Bauwerk restauriert, die Nordseite legt jedoch die Zerstörungen durch den Zweiten Weltkrieg offen. Es wurden keine Bestrebungen unternommen, das, was zerstört wurde, zu erneuern oder zu ersetzen. Die beiden Ansichten des Siegestors erzählen zwei Seiten der Geschichte und die Inschrift der Nordseite ist eine, die man nirgendwo sonst in Europa findet: »Dem Sieg geweiht, vom Krieg zerstört, zum Frieden mahnend«. Es handelt sich hier, denke ich, um einen riesigen Unterschied zwischen deutscher Geschichte und dem Geschichtsverständnis in Deutschland und demjenigen in jedem anderen europäischen Land.

In den anderen Staaten Europas, in London, Paris und anderswo, ist die Geschichte eine Rückschau, in der wir präsentiert bekommen, was wir hören wollen, und die uns mit den unschönen Kapiteln verschont. Nur in Deutschland wird die ganze Geschichte bis zu ihrem bitteren Ende erzählt. Nur im Deutschen findet sich die Idee des Wortes »Mahnmal« wieder. In keiner anderen europäischen Sprache wird dieser Begriff so verstanden wie hier und ich denke, das ist alles andere als Zufall.

Ich möchte die Behauptung aufstellen, dass nur Deutschland seine Geschichte nutzt, um die Gegenwart zu untersuchen und aus diesem Blickwinkel eine Zukunftsvision zu entwickeln, die nicht bloß anders ist als das Vergangene, sondern besser. ◉

Aus dem Englischen von Anna Wille.

www.goethe.de/goethe-medaille

TEILEN: EINE OPTION AUF GEWINN?



Analoge Tauschbörse in den Achtzigerjahren in der ehemaligen DDR: Kontaktanzeigen, Arbeitsgesuche und Grundstücksveräußerungen aufgereiht und vor dem Regen geschützt.

Panini-Tauschbörse im Hamburger Schanzenviertel.



WIE DAS TEILEN DEM TAUSCHEN UNTERWORFEN WIRD

Wenn heute vom Teilen die Rede ist, geht es zumeist um moderne Formen wie die »Sharing Economy« oder das »Online-Sharing«, manchmal auch um das Teilen als Erziehungsziel. Viel zu selten wird danach gefragt, was mit dem Begriff eigentlich gemeint ist. WOLFGANG SÜTZL über die Gründe.

Was ist Teilen? Die Frage scheint überflüssig. Teilen ist etwas so Geläufiges und Alltägliches, dass wir es meist nicht als besondere Handlung wahrnehmen – wenn wir etwa die Luft oder die Sprache mit anderen teilen. So rutscht es unter die Wahrnehmungsschwelle und es entsteht der Eindruck, hier gäbe es nichts zu hinterfragen oder zu erforschen. Der kanadische Verbrauchersforscher Russell Belk stellte fest, dass die verbreitete Annahme, Handlungen würden vom Eigeninteresse der Handelnden motiviert, eines der Hindernisse bildet, die einem Verständnis des Teilens im Weg stehen. Diese Annahme von Eigeninteresse macht es nämlich leicht, soziale Beziehungen und Kommunikation als Tauschbeziehungen zu sehen: als Geben und Nehmen im gegenseitigen Interesse. Das Teilen ist aber nichts Gegenseitiges, sondern etwas Gemeinschaftliches. Wo geteilt wird, gibt es daher keinen Markt, keinen Tauschwert und auch keinen ökonomischen Gewinn. Teilen wurde daher, so Belk, auch lange als nicht wirtschaftsrelevant begriffen. Diese Privilegierung der Tauschform hatte aber auch zur Folge, dass das Teilen selbst

als – meist symbolischer – Tausch beschrieben wurde, was für unseren Wissensstand über das Teilen ebenfalls nicht förderlich war.

WENN WIR TEILEN, TEILEN WIR AUCH UNSER SELBST

Wodurch zeichnet sich das Teilen also aus? Beim Teilen werden gemeinschaftliche Verhältnisse geschaffen, die sich nicht in bloßen Relationen unter Einzelpersonen, hergestellt durch das gemeinsame Nutzen einer Ressource, erschöpfen. Denn das Teilen verändert das »Wer« der Teilenden. Beim Teilen wird das eigene Dasein als Miteinander-Sein mit anderen erfahren. Das Teilen macht die Grenzen der individuellen Subjektivität durchlässig. Belk spricht daher von einem *extended self* der Teilenden: Was immer wir teilen, wir teilen auch, oder sogar vorwiegend, das eigene Selbst. Der Tausch dagegen dient dem messbaren gegenseitigen Vorteil und erzeugt kein Miteinander der Tauschenden. Im Gegenteil: Der Tausch benötigt, um als Markt zu funktionieren, ein Nebeneinander, das jederzeit in ein Gegeneinander umschlagen kann.

GETEILTES ENTZIEHT SICH DER BERECHNUNG

Wenn wir, über das alltägliche geteilte Dasein hinausgehend, Nahrung, Unterkunft oder Informationen mit anderen teilen, dann geben wir diesem originären Teilen eine kulturelle Form und das Miteinander-Sein schließt ein Miteinander-Haben ein. So geteilte Güter entziehen sich der Gewinn- und Verlustrechnung und können auch keinen Warencharakter annehmen. Historisch ist das etwa bei den Allmenden der Fall, den geteilten natürlichen Ressourcen, aber es gilt grundsätzlich für alles Geteilte. Das Teilen bildet damit eine Grenze des Tausches und auch die Grenze einer auf Wachstum ausgerichteten Ökonomie.

Baudrillards Begriff des »unmöglichen Tausches« war, wie vor ihm Batailles Theorie der Verausgabung und des »verfeimten Teils«, ein Versuch, diese Grenze zu bezeichnen. Doch beide Theorien waren noch zu sehr Produkte der im Marxismus und im Strukturalismus fortbestehenden Tauschannahme, als dass sie im Ende des Tausches den Beginn des Teilens hätten erkennen können.

Dem wirtschaftlichen Tauschgeschäft entzogen, schlägt das Teilen allein als verpasste Wachstumsmöglichkeit zu Buche, als verlorene geschäftliche Gelegenheit, eine Option auf Verlust. Eine um jeden Preis wachsende Wirtschaft muss daher auf Geschäftsmodelle setzen, welche das Teilen erschweren, und in Bereiche, in denen das Teilen vorherrscht, die Logik des Tausches einführen: in die Kommunikation, die Sprache, das Wissen, die Kunst, die Intimität. Nach der Verbreitung digitaler Medien in den Neunzigerjahren wurde mit Digital Rights Management und dem Durchsetzen vordigitaler Urheberrechtsmodelle versucht, das aufkommende Teilen im Internet zu begrenzen. Ohne bleibenden Erfolg. Viel wirksamer sind seit der Einführung des Web 2.0 die Sharing Economy und das Social Media Sharing: Anstatt das Teilen zu verhindern, fördern sie es und ziehen daraus Kapital. Sie erklären gewissermaßen Baudrillards unmöglichen Tausch für möglich, indem sie dem Tauschprinzip unterworfenen Plattformen für das Teilen schaffen. Der geschäftliche Geniestreich der Sharing Economy besteht darin, aus einem Wesenszug der Menschen ein robustes Geschäftsmodell zu machen.



Gemeinsames Speisen als politischer Protest: Fastenbrechen am ersten Tag des Ramadan in der Nähe des Taksim-Platzes in Istanbul.

Teilen ist dann nicht mehr die Grenze des Tausches, sondern eine *frontier*, eine stets zu überwindende Schwelle, die neue Wachstumsmöglichkeiten verspricht.

PSEUDO-TEILEN

Auch das Sharing auf Social-Networking-Plattformen mit seinen zahllosen und ausgeklügelten Techniken des Teilens von Informationen unternimmt den Versuch, das Miteinander des Teilens zum Nebeneinander oder Gegeneinander eines Tauschgeschäfts zu machen. Doch in Wahrheit sind die Aufrufe, sich am sozialen Networking zu beteiligen, Aufforderungen, soziale Beziehungen als Tauschbeziehungen zu bilden: Beziehungen, die den Schein des Teilens erzeugen, jedoch tatsächlich Konkurrenzverhältnisse fördern. Die Rivalitäten um Aufmerksamkeit in Form von Likes, Retweets oder Kommentaren führen zu entsprechendem Druck und zur viel zitierten Flut von Katzenvideos und Hochzeitsfotos etwa auf Facebook. Dem Plattformbetreiber geht es ja auch nicht um die Inhalte, sondern um das *customer engagement*,

das einen Informationsmehrwert unabhängig von Art oder Qualität der geteilten Information erzeugt. Das Miteinander des Teilens wird zum affektiven oder kognitiven Dienst. Aus diesem »Pseudo-Teilen« (Belk) entstehen freilich nicht, wie man vielleicht meinen möchte, Karikaturen isolierter und allein ihre eigenen Zwecke verfolgender Individuen. Vielmehr bildet sich langsam eine Form des »Wir« heraus, welcher jeder Sinn und damit das Erkennen von Zwecken oder Verantwortung selbst abhandenkommt. Byung-Chul Han hat in diesem Zusammenhang von einem »digitalen Schwarm« gesprochen. Sinn ist, so Jean-Luc Nancy, letztlich das geteilte Sein, er wird also erst dort möglich, wo das Tauschen aufhört und das Teilen beginnt. Für Bürgerinnen und Bürger ist das Teilen daher Voraussetzung für einen politischen Diskurs, der eine sinnvolle und pluralistische Willensbildung ermöglicht. Ohne Teilen gibt es keinen Pluralismus, sondern nur politische Monokulturen. Nicht zuletzt ist das Teilen von Wissen auch Voraussetzung für eine Kritik des Tausches selbst, vor allem seiner Universalisierung im Neoliberalismus.

OHNE TEILEN GEHT ES NICHT

Was passiert, wenn diese Möglichkeiten fehlen, weil sie selbst zum Tauschobjekt geworden sind, führt die US-amerikanische Politologin Wendy Brown aus: Respekt und Verantwortung wandeln sich leicht in das Kleingeld der politischen Korrektheit, der Sinn wandelt sich zur fundamentalistischen Ideologie, das Bürger-Sein wird zum Humankapital. Doch Menschen teilen nicht bloß, weil sie nicht tauschen wollen oder können, sondern weil sie gemeinschaftliche Wesen sind. Daran erinnert uns die Tatsache, dass wir Kindern das Teilen zu lehren versuchen. Ohne zu teilen, geht auf Dauer nichts, auch nicht der Tausch. Ein gemeinsames Verständnis – etwa darüber, was einen Tausch ausmacht, wie er abläuft, welche Regeln für ihn gelten – kann nur ein geteiltes Verständnis sein: Die Tauschenden müssen die Wahrnehmung ihres Tuns teilen, um erfolgreich tauschen zu können. Daher wird auch den Internetnutzern das Teilen nicht vergehen, schon gar nicht, wenn man bedenkt, dass das Internet aus dem Teilen von

Rechnerkapazität und Daten hervorgegangen ist und File-Sharing nicht immer mit Piraterie assoziiert wurde. Das Netz bietet nach wie vor eine technische Infrastruktur, auf der sich vortrefflich teilen lässt. Das Teilen lässt sich nicht verhindern, wohl aber bei hohen sozialen Kosten kommerzialisieren. Bei aller Bedeutung bleibt das Teilen immer eine unspektakuläre Alltagsangelegenheit, die den Tausch zwar begrenzen, jedoch nicht ersetzen kann. Das Teilen würde dann selbst zum Tauschobjekt. ◉



Wolfgang Sützl ist Medientheoretiker, Philosoph und Übersetzer. Er lehrt Medienwissenschaft an der School of Media Arts & Studies der Ohio University. Seine Forschungsschwerpunkte sind Theorien des Teilens, politische Medientheorien, Medienästhetik und Informationsethik. Wolfgang Sützl ist einer der Referenten des Kultursymposiums Weimar.

K U L T U R S Y M P O S I U M W E I M A R 2 0 1 6



Zum ersten Mal veranstaltet das Goethe-Institut ein dreitägiges, internationales Kultursymposium in Weimar. Künstlerinnen und Künstler, Wissenschaftler, Kulturpolitiker und Studierende treffen mit Meinungsführern aus aller Welt zusammen.

Unter anderem mit:
Rajeev Bhargava (Delhi), **Eva Illouz** (Jerusalem), **Felix Murove Munyaradzi** (Durban), **Antonio Negri** (Padua), **Jeremy Rifkin** (Washington D.C.), **Lucia Santaella** (São Paulo), **Tomáš Sedláček** (Prag)

Eröffnung:
Bundesaußenminister Frank-Walter Steinmeier



WWW.GOETHE.DE/KULTURSYMPOSIUM

MERCK

SIEMENS

VOLKSWAGEN

AKTIENGESellschaft

WORTE UNTER SCHMERZEN

WIE DAS ERZÄHLEN WIRKSAM WIRD

Von der Wand lächelt Fidel Castro:
ein Buchladen in Havanna.

Morde, Entführungen, Bandenkriege, Korruption – Klischee und Realität in vielen Ländern Mittelamerikas. SERGIO RAMÍREZ — nicaraguanischer Schriftsteller und ehemaliges Regierungsmitglied – über die starke Identität, die Literatur in dieser Situation stiften kann.

Die dürftige politische Entwicklung in den Ländern Mittelamerikas und die Schwäche ihrer Institutionen haben ein Zusammenwachsen verhindert. Nach Ausrufung der Unabhängigkeit von Spanien 1821 ging die Bundesrepublik von Zentralamerika in einer Abfolge von Bürgerkriegen unter und den späteren Versuchen einer Einigung im 20. Jahrhundert war kein größeres Glück beschieden. Auch heute erscheinen Bemühungen in diese Richtung nicht aussichtsreich. Es gibt Freihandelsabkommen und Verträge zu wirtschaftlicher Zusammenarbeit, aber die lokalen politischen Interessen in jeder der sechs Teilregionen, die doch zu einer einzigen zusammenwachsen sollten, bleiben übermächtig. Das ist bei Ländern, die eine gemeinsame Sprache sprechen und eine gemeinsame kulturelle Identität besitzen, doppelt widersinnig. Erklärbar nur durch manipulative Eingriffe, durch fremde Interessen. Unseren Gesellschaften ist eine tiefgreifende Ungleichheit gemein: Der ganz überwiegende Teil der Bevölkerung lebt in Armut und bleibt vom Wohlstand ausgeschlossen, während sich der Reichtum in den Händen sehr weniger konzentriert und eine Mittelschicht sich erst langsam herausbildet. Allerdings gibt es einen Bereich der Gemeinsamkeit, der sich den egoistischen lokalen Interessen entzieht: das literarische Schaffen. Es vermag, Barrieren niederzureißen und als genuin mittelamerikanisches Exportprodukt hervorzutreten. Weit besser als die korrupten Rädelsführer, die käuflichen Politiker und Demagogen mit ihrem Gerede von einer politischen Integration, deren regionale Institutionen nur Fassade sind, repräsentieren die Schriftsteller das wahre Gesicht Mittelamerikas. Sie sprechen von einem kritischen Ort der Freiheit aus und vertreten keine offizielle, ideologische oder den Großunternehmen verpflichtete Position.

ERZÄHLEN, WAS PASSIERT

Eben aus dieser Perspektive der Freiheit heraus können unsere Schriftsteller anschaulich machen, was das 21. Jahrhundert Mittelamerikas eigentlich ist, und unsere Gegenwartsgeschichte über die Fiktion erzählen. So erweisen sich einmal mehr der Roman und die erzählende Literatur als wirksame Mittel, um das wahre Gesicht von Gesellschaften zu enthüllen, die sich wie in Mittelamerika erschütternden und dramatischen Konflikten zu stellen haben – eben aufgrund des belastenden Mangels an gewachsenen Institutionen und der abgrundtiefen Ungleichheit, in der wir leben. Daraus resultiert die Gewalt, die sich in einer hohen Mordrate und Verbrechen speziell gegen Frauen ausdrückt; die Korruption, die wie eine eiternde Haut die Institutionen umhüllt; die kriminellen Gangs, in denen Tausende von Jugendlichen ohne Chancen auf Arbeit oder Bildung zusammenkommen. Daraus resultieren die Banden von Drogenhändlern, die Mittelamerika als Einfallstor für Rauschmittel nach Mexiko und in die Vereinigten Staaten nutzen und die Regierungsbeamte, Richter und Polizisten bestechen. Und daraus resultiert die anhaltende Emigration der Ärmsten auf ihrer Suche nach dem amerikanischen Traum. Sie riskieren ihr Leben auf dem Weg durch Mexiko, wo sie vom organisierten Verbrechen entführt und erpresst werden. Und von denen, die es über die Grenze in die Vereinigten Staaten schaffen, kommen nicht wenige beim Durchqueren der Wüste von Arizona um oder ersticken in Eisenbahnwaggons oder Containern.

Da wir nicht in Arkadien leben, obliegt es der Literatur, von diesen Abnormitäten unserer gemeinsamen Geschichte zu erzählen, und wir Schriftsteller werden zu Chronisten der Gegenwart. Wir berichten



Lesen verbindet:
Besucherin beim Literatur-
festival in Managua.

von dem, was unaufhörlich vor unseren Augen vorüberzieht, von Phänomenen, denen man nicht ausweichen kann. Ich war noch nie ein Vertreter einer Thesenliteratur, die dazu verpflichtet wäre, sich bestimmter Themen anzunehmen. Vielmehr spreche ich von einer freien Wahl, die in Mittelamerika unter dem unvermeidlichen Gewicht dieser Umstände in eine bestimmte Richtung tendiert und auch einen erzählenden Journalismus hervorbringt. Bei etlichen Schriftstellern treffen beide Genres zusammen und erzeugen so eine neue Art hybriden Schreibens, das sich zwischen Fiktion und Chronik bewegt.

DIE GRENZEN VERWISCHEN

Als klarer Spiegel und mit Vorstellungskraft überflutet die Literatur die trennenden Grenzen Mittelamerikas und zeigt der Welt, was uns vereint. Nämlich eine kritische, offene und schonungslose Literatur, die weder der Bestechung noch dem Schweigen unterliegt und eine Herausforderung darstellt für die Selbstzensur und Heuchelei offizieller Sprachregelungen. In diesem Sinne ist unsere Literatur der beste, wirksamste und sichtbarste Ausdruck unserer Identität. Das ist seit Rubén Darío und Miguel Angel Asturias der Fall und setzt sich heute fort bei Ernesto Cardenal, Rodrigo Rey Rosa, Horacio Castellanos Moya oder Gioconda Belli. Sie sind einfallsreiche Interpreten dieser Wirklichkeit. Auch viele jüngere Schriftsteller fragen nicht danach, ob sie aus Costa Rica stammen, aus Guatemala oder El Salvador. Sie wissen, dass sie ein und dasselbe Universum widerspiegeln, die Welt, in der sie leben. Und sie wissen, dass die Aufgabe des Schriftstellers darin besteht, in Worte zu fassen, was er sieht. In Worte, die in Mittelamerika nur auf eine Weise zu Papier gebracht werden können: unter Schmerzen. ◊

Aus dem Spanischen von Luis Ruby



Sergio Ramírez, geboren 1942 in Nicaragua, ist Schriftsteller und Professor für Literatur. Er war Mitglied der »Gruppe der Zwölf«, einer politisch-diplomatischen Gruppierung von nicaraguanischen Persönlichkeiten. Nach dem Fall der Diktatur war Ramírez Mitglied der Regierung seines Landes, von 1984 bis 1990 Vizepräsident. Mit seinen Essays, Erzählungen, Fabeln und Romanen gelangen ihm Welterfolge. Mit dem Goethe-Institut gab Ramírez die Anthologie »Von Süd nach Nord« mit Erzählungen junger Autoren aus den Ländern Zentralamerikas heraus. Seit 2013 unterstützt das Goethe-Institut den von Sergio Ramírez ins Leben gerufenen Schriftstellerkongress »Centroamérica cuenta«, der alljährlich die intellektuelle Elite Lateinamerikas mit ihrer jungen, nachfolgenden Generation zusammenbringt.

WAS MAN AN DEN DEUTSCHEN BEWUNDERT, IST DIE DISKURSFÄHIGKEIT

Der Präsident des Goethe-Instituts KLAUS-DIETER LEHMANN und der Generalsekretär JOHANNES EBERT im Gespräch mit HARALD JÄHNER über ein Jahr der globalen Krise und die Frage, was die anderen von uns und wir von den anderen lernen können.



Johannes Ebert, Klaus-Dieter Lehmann und Harald Jähner.

Das neue Jahr fing nicht besser an, als das alte aufgehört hat. Terror, Bürgerkriege, Flüchtlingskrise – wenn Sie auf die internationale Lage blicken, fühlt sich dann das Goethe-Institut in der Defensive? Oder gar gescheitert?

Klaus-Dieter Lehmann: Gefordert fühlen wir uns. Es ist nicht so, dass die Entwicklung völlig überraschend gekommen wäre. Es wird härter derzeit. Aber das Goethe-Institut ist durch seine lange internationale Erfahrung gut gerüstet. Was die Flüchtlinge betrifft: Wir haben aufgrund dieser Erfahrung schon sehr früh gesagt, dass die Willkommenskultur allein sich in wenigen Monaten erschöpfen wird. Wir müssen uns an die Aufgabe der Integration machen und bieten dafür eine ganze Reihe von Angeboten in Deutschland an.

Johannes Ebert: Weil die Sprache eine so große Rolle spielt, haben wir in unseren zwölf inländischen Instituten in einer Art »Erste-Hilfe-Kurs« ehrenamtliche Helfer geschult, die Geflüchtete in Deutsch unterrichten wollen. Unsere digitalen Sprachlernangebote haben wir auf der Webseite »Willkommen« zugänglich gemacht. Die App »Ankommen« für die ersten acht Wochen in Deutschland, die wir gemeinsam mit Partnern entwickelt haben, wurde schon 100.000 Mal heruntergeladen.

Lehmann: Mit diesen Angeboten überbrücken wir sinnvoll die erste Zeit der erzwungenen Untätigkeit und der Langeweile in den Aufnahme-lagern, bevor die Flüchtlinge dann hoffentlich einen Präsenzunterricht bekommen.

Ebert: Darüber hinaus ist natürlich für das Goethe-Institut die Arbeit im Ausland wichtig. In den Nachbarländern Syriens organisieren wir bereits seit 2013 Projekte für geflohene Kulturschaffende und Bildungsangebote für Kinder und Jugendliche. Da wollen wir auch eine Perspektive vor Ort geben.

In der Flüchtlingspolitik ist Deutschland in Europa isoliert. Wie geht das Goethe-Institut damit um?

Ebert: Der These, Deutschland sei isoliert, möchte ich widersprechen. Auf den ersten Blick mag das so scheinen, wenn man an die aktuellen Debatten in der EU denkt. Aber es gibt in Europa ja nicht nur die Regierungen. Es gibt überall wichtige Medien und weite Bevölkerungskreise, die wohlwollend darauf reagieren, wie Deutschland mit den Flüchtlingen umgeht. Es wird auch in anderen Ländern kontrovers über den richtigen Kurs in der Flüchtlingsfrage diskutiert und von den Regierungen mehr Solidarität eingefordert.

Die Arbeit am deutschen Ansehen wird durch die Sparpolitik der Bundesregierung besonders gefordert: Deutschland gilt weithin als oberster Sparkommissar der EU, der die ärmeren Nationen ihrer Souveränität beraubt – werden auch diese harten Themen in den Instituten diskutiert oder ziehen Sie die weichen Themen der Kultur vor?

Lehmann: Die harten Fragen werden genau da diskutiert. Unsere Institute in Athen und Thessaloniki zum Beispiel sind hoch angesehene Bühnen für diese Auseinandersetzung, wo sehr kontrovers und kompetent diskutiert wird, auch unter Teilnahme von Regierungsvertretern. Für das Ansehen Deutschlands im Ausland ist eine Eigenschaft ganz entscheidend: unsere Diskursfähigkeit. Wir gelten als ein Land, in dem es möglich ist, über alles zu reden, auch wenn es noch so schwierig, noch so kontrovers ist. Ein Land, in dem man zuhören und sich notfalls auch korrigieren kann. So ist nach der Kölner Silvesternacht die Gesprächsbereitschaft über die Flüchtlingskrise nicht abgerissen. Nicht die Polarisierung gewann die Oberhand, sondern die Diskursfähigkeit. Sie ist in der Fremdwahrnehmung Deutschlands das wichtigste Element. Sie müssen wir uns erhalten.

Weltweit scheint die Diskursfähigkeit gerade sehr abzunehmen...

Lehmann: Wir sind der Überzeugung, dass es keinen Automatismus für Gewalt gibt. Kultur ist in der Lage, Menschen in ihrer Nachdenklichkeit zu fördern. Unser menschliches Zusammenleben ist letztlich eine kulturelle Leistung. Gerade in den Staaten, die zwar erodierend sind, aber noch nicht den Kipppunkt erreicht haben, von dem aus es nur noch bergab geht,

investieren wir in Bildung und Kultur. Auf diese Weise schaffen wir Strukturen, die dazu beitragen, dass die Menschen eben nicht außer Landes gehen. Wir bilden sie nicht für die Emigration aus, sondern unterstützen sie dabei, bleiben zu können. Deshalb erarbeiten wir Plattformen und Netzwerke wie zuletzt »Moving Africa«.

Was ist das?

Lehmann: Das ist ein intensiver panafrikanischer Austausch afrikanischer Künstler und Kulturakteure mit verschiedenen Festivalformaten. Dazu mussten wir die Künstler erst identifizieren und sie in Workshops zusammenbringen. Im nächsten Schritt haben wir länderübergreifend gearbeitet und in Afrika Festivals in einer Qualität mitorganisiert, die für internationale Wahrnehmung sorgen. Über solche und andere Initiativen, wie wir sie jetzt im Herbst auch in Johannesburg, Nairobi und Lagos mit dem Festival »African Futures« gemacht haben, könnte ich laut jubeln, weil die Afrikaner endlich mal nicht von weißen Vordenkern bevormundet werden, sondern eine Plattform haben, auf der sie ihre eigenen Fantasien, Ideen und Zukunftsentwürfe entwickeln. So trägt das Goethe-Institut dazu bei, Talente zu fördern, Gesellschaften zu stabilisieren und Strukturen zu entwickeln, die in Zukunft gemeinsame Arbeit ermöglichen.

Was ist das deutsche Interesse dabei? Von einer Selbstdarstellung unserer Kultur kann dabei ja nicht mehr die Rede sein.

Ebert: Es geht um Glaubwürdigkeit. Sie ist ein ebenso zentraler Begriff für unser Ansehen im Ausland wie die Diskursfähigkeit. Wir zeigen, dass wir nicht mit einer wirtschaftlichen und politischen Agenda operieren, sondern dass in Deutschland Kultur als ein eigenständiger gesellschaftlicher Lebensbereich aufgefasst wird. Eine zweite, wichtige Funktion besteht darin, dass wir Deutschen durch diese Arbeit besser verstehen, was in anderen Gesellschaften passiert, was dort gedacht und empfunden wird. Dazu müssen die anderen erst einmal zu Wort kommen. Das gelingt nicht, wenn wir uns ausschließlich nur selbst darstellen. Mit unseren Kontakten, Erfahrungen und Netzwerken im Ausland können wir Diskurse und Trends im Ausland im Sinne eines gegenseitigen Lernens auch in Deutschland einbringen. Dies machen wir beispielsweise im Sommer bei dem Kultursymposium Weimar zum Thema Teilen und Tauschen.

Verglichen mit den Neunzigerjahren hat doch aber unsere Bereitschaft, von anderen lernen zu wollen, starke Dämpfer erlitten. Damals hieß es, wir müssten uns von einer Belehrungs- zu einer Lernkultur entwickeln, um ein Schlagwort von Wolf Lepenies zu zitieren. Heute sehen wir wenige Felder, auf denen wir lernen können. Wir stehen wieder selbstbewusst zu unseren Werten und sind nicht geneigt, sie kulturell relativieren zu wollen.

Lehmann: Natürlich bringen wir uns ein. Auch beim Aufbau der genannten Netzwerke und Plattformen zeigen wir uns. Wir müssen uns allerdings klarmachen, dass wir nicht die Deutungshoheit über die ganze Welt besitzen. Wir bringen uns nicht als Vorbild ein, sondern als Beispiel. Wir zeigen, wie wir leben und warum wir so leben, ohne den anderen unsere Lebensweise überstülpen zu wollen. Unsere Werte demonstrieren wir eindrucksvoll, indem wir zeigen, wie kontrovers und reflektiert in Deutschland diskutiert wird, und die Menschen von außen an unseren Kontroversen teilhaben lassen. Denken Sie an die Siebzigerjahre, während derer das Goethe-Institut im Ausland zum Verdross mancher Politiker offen die gesellschaftspolitischen Debatten in Deutschland präsentierte hat. Heute ist unbestritten, dass durch diese Offenheit für die Wiederherstellung unseres Ansehens in der Welt viel mehr geleistet worden ist, als wenn wir versucht hätten, die Konflikte nach außen hin unter dem Deckel zu halten.

Ebert: Die Frage des Lernens treibt mich schon noch um. In den letzten Jahrzehnten sind neben Europa und Nordamerika viele neue Zentren in der Welt entstanden, die ihre eigenen Werte formulieren, diskutieren und neue Deutungsmuster liefern, zum Beispiel in China, Russland oder Indien. Wir müssen uns damit auseinandersetzen und mitdiskutieren. Sehr wichtig für uns ist das Prinzip, gemeinsam zu arbeiten, Projekte wie zum Beispiel Ausstellungen und Theaterstücke in Koproduktion zu erarbeiten. Bei einer engen Zusammenarbeit von Künstlern und Programmgestaltern entstehen die interessanten Fragen wie von selbst, weil das Bewusstsein für Differenzen wächst. Es geht um eine Kultur des Verstehens, um den Wunsch zu begreifen, warum andere Gesellschaften anders ticken. Das hat nichts mit einer Relativierung der eigenen Werte, aber viel mit Verständnis zu tun.

Lehmann: Das Verständnis dessen, was und wie andernorts gedacht wird, ist für unser Land eminent wichtig. Wir beide setzen uns deshalb sehr dafür ein, dass die Erfahrungen und Erkenntnisse, die die deutschen Künstler bei unseren Projekten und Residenzaufenthalten im Ausland machen, auch im Inland noch stärker bekannt werden. Da ist noch viel zu tun.

Sie sprachen beide davon, wie wichtig die Zusammenarbeit der Goethe-Institute mit den kulturellen Akteuren vor Ort ist. Besteht dabei nicht die Gefahr, dass die Institutsleiter immer nur dieselbe winzige, dafür aber höchst aktive Schicht der ohnehin international Orientierten erreichen?

Lehmann: Bei uns wechseln die Institutsleiter alle fünf Jahre. Sie kommen jeweils mit ganz spezifischen kulturellen Interessen und Erfahrungen in ein Land. Aus diesem Grund sprechen sie immer wieder andere Partner bei den kulturellen Institutionen und in der freien Szene an. Ausschlaggebend für den Erfolg ist, dass sie dabei Multiplikatoren finden, die Wege in die Gesellschaft öffnen. Die Rotation der Mitarbeiter verändert die Situation immer wieder aufs Neue und verhindert, dass sich feste Lebensgemeinschaften um ein Institut herum bilden.

Ebert: Die Goethe-Institute sind wichtige Orte der Begegnung und des Austauschs, aber es wäre ganz falsch, nur die Institute selbst zu Kristallisationspunkten zu machen. Wir versuchen, örtliche Strukturen der Kultur und Bildung zu stärken. In Tunesien tragen wir zur Stabilität bei, indem wir junge Menschen zu Kulturmanagern ausbilden, die in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen Kulturinitiativen und -institutionen leiten. Das ist eine Entwicklung, die mit Deutschland und dem Goethe-Institut in Verbindung gebracht wird, aber ganz selbsttätig weitergeht. Die Goethe-Institute sind damit Teil eines großen, weltweiten Netzwerks für Kultur und Bildung. In der Wechselwirkung zwischen der Arbeit am Institut und mit den Partnerinstitutionen entfalten sich unsere Möglichkeiten am besten.

Lehmann: Wir setzen auf unsere Institute als Frei- und Dialogräume, gleichzeitig schaffen wir durch die Vernetzung mit lokalen Künstlern und Partnern eine größere Sichtbarkeit und Akzeptanz. Und durch digitale Plattformen und Social Media erhöhen wir auch über unsere physische Präsenz hinaus unsere Reichweite. ◉



Harald Jähner: geboren 1953, lebt als Journalist in Berlin und ist Professor für Kulturjournalismus an der UdK Berlin. Bis 2014 war er Feuilletonchef der Berliner Zeitung, zuvor freier Mitarbeiter im Literaturressort der FAZ. Ab 1989 acht Jahre lang verantwortlich für die Öffentlichkeitsarbeit des Hauses der Kulturen der Welt Berlin.

KANN DESIGN GESELLSCHAFT VERÄNDERN?

NEUE RÄUME IM PEKINGER KUNSTQUARTIER

Im vergangenen Oktober hat das Goethe-Institut einen neuen Veranstaltungsort im »798« eröffnet, dem Kunstviertel der chinesischen Hauptstadt. Hier, in der ehemals staatseigenen Elektronikfirma mit der Nummer 798, deren Bau in den Fünfzigerjahren von der Sowjetunion unterstützt und von der DDR ausgeführt wurde, versammeln sich nun die Kunst- und Kulturschaffenden der Stadt, die Touristen, die Arbeiter der Creative Industries. Auf einer Fläche von 1.000 Quadratmetern in der vom Bauhaus inspirierten Halle finden sich eine Bühne, Konferenzräume, Flächen für Ausstellungen und eine »Wissensbar«. Der Raum ist offen, Transparenz und Durchlässigkeit sind nicht nur die architektonisch vorherrschenden Themen, sondern Schlüsselbegriffe für die interdisziplinäre Arbeit, in der es auch um eine kritische Reflexion der Kunstpraxis und ihrer Kommerzialisierung gehen wird. »Wir wünschen uns, dass hier ein Dialog des praktischen Handelns entsteht, ein Dialog der Offenheit und ein Dialog der Nachhaltigkeit. Meinungsfreiheit ist für uns ein hohes Gut«, so Klaus-Dieter Lehmann, Präsident des Goethe-Instituts, anlässlich der Eröffnung. Betreut wurde der Umbau durch das Architekturbüro Albert Speer & Partner, das die Elemente der vom Bauhaus inspirierten Architektur bewahrt und mit dem Minimalismus des zeitgenössischen deutschen Designs verbindet. »Eine gelungene Symbiose aus ästhetischem Anspruch und variabler Nutzbarkeit«, so der Kaufmännische Direktor des Goethe-Instituts Bruno Gross.

Die Bibliothek in den
Räumen des Pekinger
Kunstquartiers.





Unter der peruanischen Sonne schmolzen die Eisskulpturen der brasilianischen Künstlerin Nêle Azevedo nur so dahin. Auf Einladung des Goethe-Instituts realisierte sie ihr Projekt »Monumento Mínimo« in Lima und eröffnete damit die Ausstellung »Zur Nachahmung empfohlen! Expeditionen in Ästhetik und Nachhaltigkeit« – pünktlich zur Weltklimakonferenz.



WIE MAN VÖGEL IM FLUG ERREICHT

DIE WELT IN 50 JAHREN

1.000 Skulpturen aus Eis ließ die brasilianische Künstlerin NÊLE AZEVEDO weltweit in 18 Städten der Erde in der Sonne zerschmelzen. Mit ihrer Arbeit »Monumento Mínimo« erinnerte sie an das schmelzende Eis der Polarkappen. Wir haben Nêle Azevedo zu einem Gedankenexperiment eingeladen: Stellen Sie sich vor, wir sind im Jahr 2066. Wie sieht die Welt um Sie herum aus?



Im Ausschnitt meines Fensters der graue, geometrische Umriss eines großen Gebäudes. Es zerschneidet den Himmel, der sich dahinter blau färbt. Jeder Morgen bringt ein Versprechen, das der Tag fast nie erfüllt. Noch nie hatte ich eine Vorstellung von der Zukunft. Das Leben war so ungewiss, so hinkend, dass das Wort Zukunft nach Distanz klang, nach einem weit entfernten Land. Der unmittelbare und tägliche Überlebenskampf erfüllte die Gegenwart vollends. Man musste Wege finden, um zu überleben, Wege, um voller Wut zu spielen. Die Aufgabe, eine Welt zu erschaffen, stellte sich täglich aufs Neue. Deshalb war die Zukunft immer eine erfundene Gegenwart, wie dieser Morgen, der mir Blau verspricht. Über das Erfinden der Tage wurde ich 50 Jahre alt. Draußen erfüllt der Lärm der Flugzeuge die Luft. Menschen kommen und gehen in Wellen. Die Migration der Völker wurde in Richtung Süden umgelenkt, wie ein städtischer Fischeschwarm. Die Geografie ist im Fluss. Wir befinden uns im Jahr 2066 und ich bin in São Paulo. Um die Welt von heute zu sehen, versuche ich, meine Beobachtungen zu zeichnen. Aber um mich herum ist so viel Dunst, dass ich keine klare Sicht habe. Ich suche nach Lücken zwischen dem Erstaunen, der Vorahnung und der Hoffnung. Doch vorerst befinden wir uns inmitten eines Strudels. Wir alle zerschmelzen wie *Monumentos Mínimos*, winzige Denkmäler, zwischen dem Wunsch, die Vögel im Flug zu erreichen, und dem, die Wellen unter unseren Füßen, unter unseren toten Fischeschwärmen, zu überwinden. Angetrieben von der Not und dem Mangel an natürlichen Rohstoffen sind wir gezwungen, uns durch die Vision eines anderen zu begreifen, etwa durch die von Davi Kopenawa, einem Yanomami: *Die Weißen schlafen viel, sie träumen aber nur von sich selbst*. Wie wäre es, über uns hinaus zu träumen? Wie vergrößern wir unseren Traum zu einem Traum der Erde?

Zum einen hat der wirtschaftliche Erfolg der vergangenen Jahrzehnte uns von der Ungleichheit nicht befreit. Im Gegenteil: Sie vertiefte sich, denn die Strukturen unserer Gesellschaft wurden auf der Ungleichheit errichtet, auf dem Erbe der langen Sklaverei, auf der Überlegenheit des modernen Denkens, das eine einzige Geschichte mit einer einzigen Zeit schreibt und damit die anderen Geschichten ausschließt und alles in dieser einzigen Zeit mit sich davonreißt. Zum anderen verbreiteten sich, Samen gleich, mikropolitische Widerstandsaktionen, autonome und kommunale Formen, um den landwirtschaftlichen Anbau, die Wirtschaft

und die Kultur zu organisieren. Der lange und beschwerliche alltägliche Widerstand der indigenen Völker findet heute Gehör. Endlich werden andere Geschichten erzählt. Andere Formen, das Leben zu denken, haben sich stark verbreitet und gegenüber dem hegemonialen Denken Gestalt angenommen. Es sind genau jene Formen, die aus der Schwäche, aus dem Kleinen, aus dem Unsichtbaren und aus dem, was zum Schweigen gebracht wurde, hervorgingen, die die Welt in einen vielstimmigeren Ort verwandeln.

Die Aufgabe der Kunst ist es, Lücken aufzuspüren. Gewisse künstlerische Praktiken vom Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts – die Interventionen im Stadtraum, die flüchtige Kunst, die Installationen, Klangwelten, die Relational Art, die die direkte Teilnahme des anderen als Mitschaffenden sucht und dabei die Grenze zwischen Leben und Kunst auflöst – wurden vom System, von den Institutionen, von den Unternehmen und der Werbung vereinnahmt. Sie zielen darauf, den Konsumenten innerhalb der Stadt in Ambient Art einzutauchen, in »Interventionen« des Privaten innerhalb des verbliebenen öffentlichen Raumes; sie hüllen sich in ein ästhetisches Gewand, sie entbehren aber jeglichen Sinnes für Kritik. Ganz gleich, welche Technik uns heute zur Verfügung steht. Die Aufgabe, Lücken zu suchen, ist flüchtig. Es gibt einen Kampf um die Lücke, eine Lücke, die sich schließt, und es ist notwendig, andere zu suchen, ohne die ausgetretenen Pfade zu beschreiten. Anders als die Flugzeuge, die auf festgelegte Routen geschickt werden, entwerfen Vögel ihren eigenen Flug. Also, jetzt bricht ein neuer Tag an und wir werden die Werkzeuge suchen, um das Getriebe in Gang zu setzen, werden die Füße in die Fußstapfen des Vortags stellen und die Verbindungen wieder aufnehmen und uns nochmals der Namen versichern. Aber was haben wir eigentlich geträumt? Wir werden uns nun daran machen, den Tag zu errichten... ◉

Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Timo Berger.

Nêle Azevedo, geboren 1950 in Santos Dumont im Bundesstaat Minas Gerais, ist bildende Künstlerin. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt auf Videokunst, Installationen und Interventionen im urbanen Raum. Sie lebt und arbeitet in São Paulo.

EIN SPAZIERGANG DURCH MANHATTANS LOWER EAST SIDE

ZWISCHEN GARKÜCHEN, CONCEPT STORES UND NEW MUSEUM

CHRISTOPH BARTMANN hat sich mit den beiden Kuratorinnen in residence, Vivien Trommer und Nina Tabassomi, zu einem Spaziergang in Manhattans hipstem Viertel getroffen, der Lower East Side. Ein Gespräch über Kunstszene und Kunsträume, Projekte und Pioniere und über den Wandel des Stadtteils. Beide Frauen arbeiten für das Ludlow 38 – die Adresse hat sich herumgesprochen, speziell in Chinatown. Es ist einer der ersten Projekträume im Quartier, für den das Goethe-Institut gemeinsam mit BMW/MINI Stipendien vergibt.

Der Ort, im ehemaligen Milchladen in der Ludlow Street 38, haben wir uns mit Vivian Trommer und ihrer Nachfolgerin, Nina Tabassomi, zu einem Gang durch die Umgebung verabredet. Am Abend zuvor hat hier Trommers letzte Eröffnung stattgefunden, wie immer waren viele Leute da. Inspiriert von der Funktionsweise deutscher Kunstvereine und getragen von zwei langfristig engagierten Geldgebern kann der Projektraum sich Dinge leisten, die hier sonst schwierig sind. Ludlow 38 muss kein Geld einspielen. Die Künstler und Künstlerinnen schätzen das, es bleibe die Freiheit zum Experimentieren, sagt Vivien Trommer. In einem Land, in dem Kultur sich vorwiegend selbst finanzieren muss, macht das Ludlow 38 die Vorzüge öffentlicher und privater Kulturförderung sichtbar. »Anders als etwa in Berlin, wo man bei gefühlt 100.000 ›Projekträumen‹ schon mal den Überblick verlieren kann«, sagt Tabassomi, »gibt es in Manhattan nicht viele Orte, an denen es die Möglichkeit gibt, ein experimentelles und nicht-kommerzielles Programm zu realisieren.« Beim Gang durch Chinatown versteht man schnell, warum dies jetzt der Ort ist, an dem alle leben und arbeiten wollen. Noch schaut man durch manche Hauseingänge in fremde, dunkle Welten, aber gleich neben dem 99-Cent-Shop haben sich jetzt Concept Stores und Coffee Shops eingerichtet und viele neue Galerien. Wir steigen eines der typischen Treppenhäuser, die früher einmal Sweat Shops mit Arbeiterwohnungen verbanden, hoch zu Gavin Brown's Enterprise. Ein lichter, hoher Raum mit zwei langen Fensterzeilen und prächtigem Ausblick, der Wohnungsneid auslöst, mit dem der Chelsea-Großgalerist Gavin Brown den Anschluss an die junge Szene sucht. Gekonnt spielt der Galerist mit der Lust des Publikums

auf diesen großzügigen Raum und diese Aussicht. Die Kunst spielt dann nur eine Nebenrolle. Browns Chinatown-Galerie kündigt vom Willen der etablierten Kräfte, die Lower East Side nicht den Hipstern zu überlassen. Von den neuen Galeristen will hier keiner mehr weg. Alle hoffen, sich den Standort noch eine Weile leisten zu können. Seit 2011, als sie in Chinatown anfang, erzählt die aus Wien stammende Simone Subal, habe sich ihre Galerie-miete bereits verdoppelt. Wenn es hier nicht mehr bezahlbar bleibe, bleibe in New York nicht viel übrig. Das viel gepriesene Brooklyn sei in manchen Gegenden noch teurer, liege aber zu weit entfernt, jedenfalls für die Sammler. Ohne Sammler geht nichts und die wohnen nun einmal in den geldnahen Bezirken TriBeCa und Upper East Side. Trotz aller kommerziellen Zwänge herrscht unter den Galeristen auf der Lower East Side ein besonderer Gemeinschaftsgeist, erzählt Subal. Man kennt sich, hilft sich und gönnt einander das Überleben.

KEIN BESSERER ORT FÜR DIE KUNST

Fast schon überstrapaziert ist in der Kunstwelt die Idee, dass Kunstwerke und Ausstellungen *site specific* sein sollen, also bezogen auf die räumliche und historische Situation des konkreten Orts. In Chinatown liegt das besonders nahe. Die Gegend war und ist in Teilen noch immer berüchtigt für ihre Textil-Manufakturen, was läge also näher als künstlerische »Recherchen« zum Generalthema Ausbeutung? Auch das Ludlow 38 hat sich mit solchen Phänomenen beschäftigt, aber Vivien Trommer hat einen anderen Weg eingeschlagen. In dem sich rapide wandelnden Viertel sei der Geist des Ortes, sagt sie, in nur einem Jahr nicht mehr verständlich. Statt die Gentrifizierungskritik voranzutreiben,

haben sie und ihre Künstler sich mit anderen, nicht weniger politischen Themen beschäftigt: mit Selbstoptimierung, Schusswaffenkontrolle und dem Klimawandel. »Warming« steht unübersehbar das ganze Jahr hindurch in großen Lettern auf einem gelben Schild über dem Eingang, eine Arbeit von Kay Rosen. Später schauen wir noch bei Prem Krishnamurthy in seinem Kunstraum P! vorbei. Prem, der fließend Deutsch spricht und sich nebenbei sehr für DDR-Design interessiert, ist ein anderer Pionier der Chinatown-Kunstszene. P! ist alles auf einmal, Projektraum, Galerie, »Mom-and-Pop-Kunsthalle«. Gerade hat Prem wunderschöne, farbige Postkarten von Vahap Avşar aus dem Istanbul der Siebzigerjahre ausgestellt, die man einfach mitnehmen und zum Bedauern mancher Besucher nicht kaufen kann. Am Ende unseres Spaziergangs sitzen wir noch auf einen Kaffee im New Museum auf der Bowery. Früher einmal war das die armseligste Meile von New York, jetzt findet man hier in krassem Kontrast Obdachlosenasyile neben postmodernen Museumsbauten. Wie das New Museum, das 2007 an die Bowery zog und mit seinem spektakulären Neubau aus Container-Elementen das Startsignal für alles gab, was hier jetzt angesagt ist. Nichts wird in dieser Gegend bleiben, wie es ist, aber in diesem Moment, finden die beiden Kuratorinnen übereinstimmend, kann man sich für die Kunst kaum einen besseren Ort denken. ○



Vivien Trommer, geboren 1986 in Berlin, studierte Curatorial Studies an der Städelschule und der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. 2012 bis 2014 arbeitete sie als kuratorische Assistentin an der Kunsthalle Wien. Im Ludlow 38 kuratierte sie 2015 Einzelausstellungen mit u. a. Anna-Sophie Berger und Zuzanna Czebatul sowie die Gruppenausstellung »Natural Flavor«.



Nina Tabassomi, geboren 1977 in Berlin, war zuletzt als Kuratorin am Fridericianum in Kassel tätig, wo sie u. a. die erste Einzelausstellung von Maha Maamoun weltweit und die erste von Eric Baudelaire in Deutschland verantwortete. Von 2011 bis 2013 war sie Projektleiterin am Berliner KW Institute of Contemporary Art und hat davor kuratorisch an der Überblicksausstellung »Based in Berlin« mitgearbeitet.



Christoph Bartmann arbeitet seit 1988 beim Goethe-Institut mit Stationen in München, Santiago de Chile, Düsseldorf, Prag und Kopenhagen. Zurzeit leitet er das Goethe-Institut New York und die Region Nordamerika. Als Literaturkritiker schreibt er für die »Süddeutsche Zeitung«, »Literaturen«, »Die Presse« und den Deutschlandfunk. Im Hanser Verlag erschien von ihm zuletzt 2012 »Leben im Büro. Die schöne neue Welt der Angestellten«.



Eröffnung der Ausstellung »Natural Flavor« in der Ludlow Street 38: Die junge Kunstszene belebt das Viertel.

Diese Beilage wurde ermöglicht durch die freundliche Unterstützung von folgenden Unternehmen aus dem Wirtschaftsbeirat des Goethe-Instituts:



IMPRESSUM
Herausgeber:
Goethe-Institut e.V.
Dachauer Straße 122
80637 München
Tel. + 49 89 15 921-0

Präsident: Prof. Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann
Vorstand: Johannes Ebert (Generalsekretär),
Dr. Bruno Gross (Kaufmännischer Direktor)

© 2016, Goethe-Institut.
Nachdrucke, auch auszugsweise, nicht gestattet.
Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten.
V. i. S. d. P.: Dr. Jörg Schumacher

Projektleitung und Redaktion:
Dr. Jörg Schumacher, Gabriele Stiller-Kern
Bildredaktion: Cordula Flegel, Gabriele Stiller-Kern
Mitarbeit: Franziska Bauer, Denis Heuring und Dagmar John

www.goethe.de

Konzept und Gestaltung:
Hanser. Groothuis Allianz für
Corporate Publishing, München/Hamburg
Redaktionelle Begleitung: Susanne Schick
Artdirektion: Rainer Groothuis
Gestaltung: Carmen Goutte
Produktion: Sophie Seith
www.hansergroothuiscorporate.de

Lithografie: Frische Grafik, Hamburg
Druck und Bindung: Bechtle, Esslingen
Gedruckt auf aufgebessertem Zeitungsdruckpapier
»Holmen Plus«.

Bildnachweis: Titelbild: Siemens Malaysia; Seite 5: Sabine Bretz; Seite 6: Loredana la Rocca; Seite 7: privat; Seite 8: Natalka Diachenk; Seite 9: Natalka Diachenk (oben), Isolde Ohlbaum (unten); Seiten 10 und 12: Anne Schönharting / Agentur Ostkreuz; Seite 13: privat; Seite 14: istock / espiegle (oben), istock / rocsprod (unten); Seite 15: Klaus Haag; Seite 16: Harald Hauswald / Agentur Ostkreuz; Seite 17: Liebsch / laif; Seiten 18 und 19: Tolga Bozoglu / EPA; Seite 19: privat (unten); Seite 20: Thomas Dworzak / Magnum Photos, 2006; Seite 21: Mejia y Bendaña Fotografía (oben), Jorge Mejia Peralta (unten); Seite 22: Cordula Flegel; Seite 23: privat; Seite 24: Karel Downsbrough / Goethe-Institut Peking; Seiten 26 und 27: Carola Dürr; Seiten 28 und 29: Jacobia Dahm / Goethe-Institut New York; Seite 29: Katherine Lorimer (unten rechts); Seiten 30 und 31: Jeonghoe Kim; Rückseite: Jacobia Dahm / Goethe-Institut New York

Zwischen Nord- und Südkorea stehen sich zwei schwer bewaffnete Armeen gegenüber. Panzersperren und Minenfelder treffen in der demilitarisierten Zone auf unberührte Landschaften. Dieser Ort voller Widersprüche wurde im »REAL DMZ PROJECT« zum Festivalgelände. 25 Jahre nach dem Mauerfall in Berlin beteiligte sich das Goethe-Institut mit Gastkurator Nikolas Hirsch und den drei Künstlern aus Deutschland Tomás Saraceno, Ingo Niemann und Florian Hecker an diesem Kunst-Festival.

WARMING

© 2015 Kay Rosen



Die beiden Kuratorinnen Vivien Trommer und Nina Tabassomi vor Kay Rosens Arbeit »This means war ...« an der Fassade der Galerie Ludlow 38.

Für das Ansehen Deutschlands im Ausland ist eine Eigenschaft ganz entscheidend: unsere Diskursfähigkeit. Sie ist in der Fremdwahrnehmung Deutschlands das wichtigste Element. Mit seinen Aktivitäten trägt das Goethe-Institut auch weltweit zu einem Dialog zwischen den Kulturen bei.

Klaus-Dieter Lehmann

Durch seine Kontakte, Erfahrungen und Netzwerke im Ausland kann das Goethe-Institut Diskurse und Trends im Ausland im Sinne eines gegenseitigen Lernens auch in Deutschland einbringen.

Johannes Ebert

Goethe-Institut e.V.
Zentrale
Dachauer Straße 122
80637 München

www.goethe.de